Unsere Vorstellung von Monogamie ist, kulturgeschichtlich betrachtet, eine neumodische Idee

Liebe in Zeiten digitaler Demenz

Von Marco Caimi

Diese Zeilen sollen kein Pamphlet für ein bestimmtes Beziehungsmodell sein, wenn sie auch nicht frei von Ironie sind. Die Ironie aber ist die Schwester der Kritik und diese die Taschenlampe der Aufklärung, die uns erst ermöglicht, über solche Themen zu diskutieren. Geschadet hat es noch nie, wenn Taschenlampen mal die Hände wechselten und Beleuchter zu Beleuchteten wurden. Oder wie es ein weiser Mann vor vielen Jahren treffend formulierte: «Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.» Geflogen kam nichts.

«Warum sollte ich auswärts einen Hamburger essen, wenn ich doch zu Hause ein Steak bekomme?» Das die Antwort des Schauspielers Paul Newman («Die Katze auf dem heissen Blechdach») auf die Frage, warum er auch nach jahrzehntelanger Ehe seine Frau, selbst Schauspielerin, nie betrogen habe. Paul Newman muss ein glücklicher und ehrenwerter Mann sein, konnte er doch in seiner Ehe die sexuelle Exklusivität über viele Jahre konservieren.

Über 500 Millionen pornografischer Internetseiten, ein Umsatz von beinahe 100 Milliarden Doller in derselben Branche, 3,5 Milliarden Franken, die Männer in der Schweiz jährlich für Prostitution ausgeben, Privatdetektive, die berichten, dass Partnerbeschattung der häufigste Auftragsgrund sei, sowie eine Scheidungsrate von gegen 50 Prozent lassen Newman beinahe wie einen klerikal-mental gewaschenen und hormonell vertrockneten Dinosaurier erscheinen.

Die Ehe, eine paradoxe Institution

Glaubten wir nach der sexuellen Revolution in den 60ern und 70ern, dass sich das Zusammenleben zwischen den Geschlechtern und Paaren generell entspannen würde, sehen wir uns eines Besseren belehrt. Der sexuellen Revolution ging jedoch eine nicht weniger revolutionäre Veränderung voran, die Etablierung der Liebesehe. Die Ehe war bis zum Anbruch des bürgerlichen Zeitalters vor allem eine Wirtschafts- und Lebenszweckgemeinschaft, die mit Liebe im heutigen Sinn nicht viel zu tun hatte. Sie konnte auch kaum aufgelöst werden, schon gar nicht seitens der Frau, ohne Existenz und lebenslange Ausgrenzung zu riskieren.

Klassische Verfechter einer ausschliesslich monogamen Lebensform berufen sich auf die Ehe als traditionelle Keimzelle der Familie und Institution. Historisch zu Unrecht, denn die traditionelle Ehe war arrangiert, die auf Freiwilligkeit basierende Liebesehe stellt einen fundamentalen Bruch mit dieser Tradition dar. Die Ehe ist heute eine paradoxe Institution. Sie verspricht Sicherheit, Stabilität und Gemeinschaft – sogar bis zum Tod. Da die Ehe aber auf Freiwilligkeit beruht, kann sie nicht mehr sein als eine Absichtserklärung der Ehepartner und somit auch nicht stabiler als deren Absichten – mit unterschiedlichsten Halbwertszeiten.

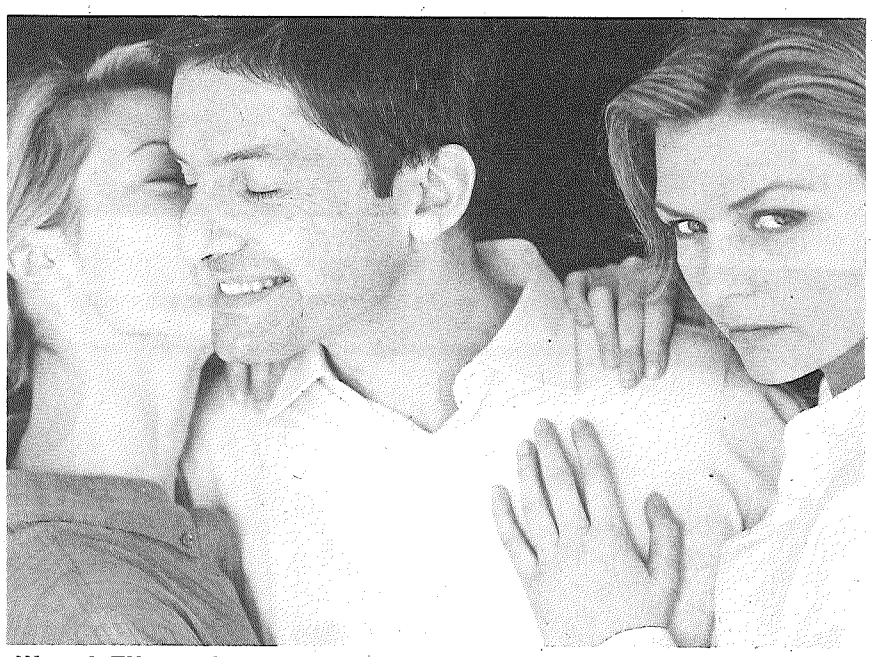
Die Paradoxie liegt darin, dass die heutige Ehe ihres traditionellen Zwangscharakters entkleidet ist, trotzdem noch immer um einer – auch emotionalen – Sicherheit willen begehrt wird, die sie nur durch ihren Zwangscharakter garantieren konnte. Unzählige Laufmeter Ratgeberliteratur stehen Pate für die zunehmende Unfähigkeit, mit einem Vertrag umzugehen, der Liebe, Emotionen, wirtschaftliche Sicherheit, Rechte und Pflichten in einem vereint, dazu (theoretisch) lebenslang laufend.

Das monogame Beziehungsmodell gilt, mehr andere Formen als unmoralisch verurteilend als wirklich zu Ende reflektiert, als hetero- und homonormative Institution. Wer ein unglückliches Beziehungsleben hat, führt dies nicht selten darauf zurück, den richtigen Partner, die richtige Partnerin noch nicht gefunden zu haben. Dass es ausser an den Beteiligten auch noch am Beziehungsmodell liegen könnte, wird

> Vergessen wir nie: Treue kann auch ein Mangel an Gelegenheiten sein.

so gut wie nie in Betracht gezogen, im Gegenteil: Jede missglückte «offene» Beziehung beweist nur, dass jede Form nicht exklusiver Liebesbeziehung zum Scheitern verurteilt ist. Gehen hingegen Hunderttausende monogamer Beziehungen in einem Cocktail von Eifersucht, Affären, finanziellem Irrsinn und erzieherischer Überforderung zugrunde, spricht dies nie gegen die Monogamie, bestenfalls gegen die Beziehungsfähigkeit der Beteiligten.

Die monogame Beziehung fordert sexuelle Exklusivität, da nur diese die Verbindlichkeit einer Liebesbeziehung garantieren würde. Aber: Wozu denn, wenn die Beziehung doch verbindlich ist, noch zusätzliche Exklusivität



«Wer mit Eifer sucht, wird fündig.» Polygamie ist eine Tatsache und Eifersucht nichts weiter als eine gesellschaftliche Programmierung. Foto colourbox.com

fordern? Mangelt es aber an Verbindlichkeit, wird diese durch Exklusivität sicher nicht vermehrt. Zudem: Was könnte diese Kopplung mehr untergraben als die gesellschaftlich akzeptierte und häufig praktizierte Austauschbarkeit der Liebespartner in Form der seriellen Monogamie, heute auch unter dem Lebensabschnittspartner-Modell bekannt? Wer dem widerspricht, findet sich bei der radikalen Monogamie wieder, also nur ein sexueller Partner für das ganze Leben, denn eine Partnerin, die nicht die erste ist, muss auch nicht die letzte sein.

Monos betonen gegenüber Polys zudem, dass letztere den Sex überbewerten und dass es in «tiefen» Beziehungen nicht «nur um Sex» gehe. Für nicht wenige Monos ist aber Sex mit Dritten bereits der ultimative Trennungsgrund, dabei oft in Kauf nehmend, dass selbst eine jahrzehntelange Partnerschaft mit Verantwortung für gemeinsame Kinder, Haus und Geschäft zerstört wird. Wer also misst dem Sexus die grössere Bedeutung zu?

Eine These der Monos ist auch, dass man nur einen Menschen gleichzeitig lieben könne. Nebst der Tatsache, dass es verschiedene Formen der Liebe gibt (Mania, Agape, Eros, Ludus, Pragma u. a. m.), bestreitet niemand, dass es oft genug vorkommt, dass jemand für einen zweiten Menschen Liebesgefühle entwickelt, man konsultiere bloss die Weltliteratur und deren Filmarchive. Damit ist diese These, zumindest empirisch, widerlegt. In ihrer wahren Gestalt aber begegnen uns These und Antithese in der Forderung, dass, wer zwei Menschen liebt, sich bitte subito entscheiden müsse. Wer sich dieser Forderung widersetzt, muss sich so einiges anhören, meist nicht mal von Direktbeteiligten, sondern von selbst ernannten «Beratern» aus dem Dunstkreis von Freund- und Verwandtschaft.

Der Same der Eifersucht

Wo könnte aber, nebst der spätjüdisch-christlichen Tradition, ein Grund für das fast fundamentalistische Festhalten an einer immer weniger funktionierenden Beziehungsform liegen? Ich benenne den Samen der Eifersucht, der unter dem Dünger des Mono-Normativen prächtig gedeiht. Die Psychologin Dr. Deborah Anapol bezeichnet Eifersucht als Pförtner: «Wollen wir je fähig sein, das Gefühl der Liebe um wirklich deretwillen zu teilen, dann ist die Eifersucht der Pförtner auf diesem Weg, denn keiner kommt daran vorbei, der sich weigert, sich mit diesem mächtigen Zwang zu konfrontieren.» Die Eifersucht, die letztendlich vor dem gleichen moralischen Hintergrund nichts weiter als eine gesellschaftliche Programmierung ist.

Die Schlussfolgerung könnte lauten: Gelernte Verhaltensweisen können wieder verlernt werden, auch wenn der Weg steinig ist. Anapol nochmals: «Wenn Eifersucht an deine Schulter klopft – anerkenne sie und danke ihr für die gebotene persönliche Wachstumsgelegenheit.» Ähnlich äussert sich Oliver Schott, Philosoph und Journalist: «Wenn es einem gelingt, sich dieser Eifersucht auszusetzen, ohne ihr nachzugeben, ähnlich wie man sich beim ersten Saunabesuch oder am Nacktbadestrand der Scham aussetzt, wird sie in den meisten Fällen bald abklingen. Vor allem wenn man erlebt hat, dass der Auslöser der Eifersucht oft tatsächlich keinerlei Bedrohung darstellt.»

Noch einfacher formuliert es der Volksmund: «Wer mit Eifer sucht, wird meist fündig!» Wie wahr, insbesondere im Zeitalter der Brandbeschleuniger des Flirts: SMS, E-Mail, Chatrooms, auch die digitale Demenz machen nicht an der Gürtellinie halt. Allein diese Geister, die wir nie riefen, müssten uns über künftige Beziehungsformen nachdenken lassen.

Die katholische Kirche brauchte Jahrhunderte, um die Monogamie durchzusetzen, obschon sie nicht mal diese ihren Würdenträgern erlaubt, mit bekannten Folgen. In manchen ländlichen Gegenden Europas gehörte es aber zu den Pflichten der Gastfreundschaft, nicht nur Nahrung und Obdach zu gewähren, sondern auch die nächtliche Gesellschaft der Gattin. Ähnliches ist aus anderen Kulturen (etwa der Inuit) bekannt. Im antiken Rom vermieteten sich die Bürger ihre Frauen, die Mätressen der (selbstredend verheirateten) Könige des Frankreichs des 18. Jahrhunderts gehörten zu den mächtigsten Personen des Landes.

Niemand möchte dorthin zurück, aber: Unsere Vorstellung von Monogamie ist, kulturgeschichtlich betrachtet, eine neumodische Idee, es wird sich weisen, ob sie sich hält. Anders gefragt: Wer kann ausschliessen, dass künftige Historiker auf bloss drei, vier Jahrhunderte zurückblicken werden, in denen die monogame Liebesehe als Norm galt? Oder dass Historiker diese Periode einer «Neuromantik» als Übergangsphase zwischen der Zweckehe traditioneller Gesellschaften und neuen, freiheitlichen Beziehungsformen ohne Forderung nach besitzender Exklusivität als ultimativen Treuebegriff ansehen?

Vergessen wir nie: Treue kann auch ein Mangel an Gelegenheiten sein. Oder wie es die Schauspielerin Anna Magnani, la Mamma Roma, formulierte: «Treue ist, wenn man immer wieder zum Gleichen zurückkehrt!»

Marco Caimi, zweifacher Vater, ist Buchautor und Arzt mit Praxis in Basel. www.maenner-praxis.ch/marco.caimi@aequilibris.ch